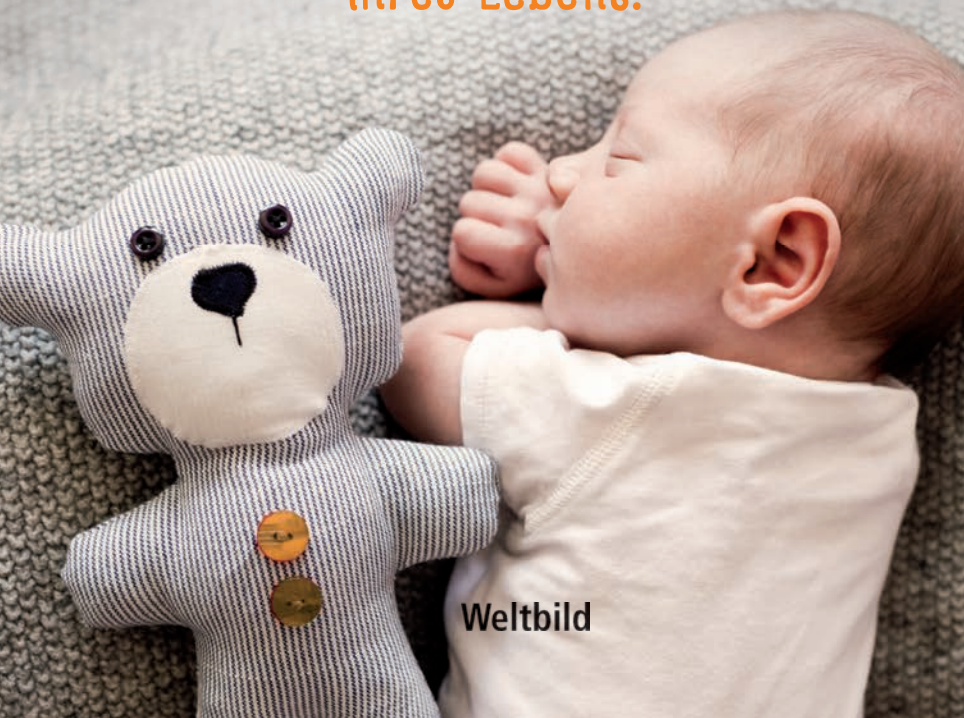


JULIA HOLLANDER

WENN DU SPÜRST, ES GEHT NICHT MEHR

Eine Mutter und ihr schwerst-
behindertes Kind.
Die härteste Entscheidung
ihres Lebens.



Weltbild

Wenn du spürst, es geht nicht mehr

Über die Autorin:

Julia Hollander arbeitet und lebt gemeinsam mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Oxford.

Über das Buch:

Frisch verheiratet, eine kleine Tochter, das Haus auf dem Lande und schwanger mit dem zweiten Kind – Julias Leben scheint perfekt. Doch als das Baby auf die Welt kommt, ist alles anders als beim letzten Mal. Es gibt Komplikationen. Und als sie ihr Baby im Arm hält, spürt Julia vor allem eines: tiefe Angst. »Wenn du spürst, es geht nicht mehr« ist die bewegende Geschichte eines Verlusts. Und die Geschichte einer Frau, die eine Entscheidung treffen musste – mit der Liebe, der Kraft und dem Mut einer Mutter.

Julia Hollander

Wenn du spürst, es geht nicht mehr

Eine Mutter und ihr schwerstbehindertes Kind.
Die härteste Entscheidung ihres Lebens.

Aus dem Englischen von Brigitte Döbert

Weltbild

Lizenzausgabe mit Genehmigung der Bastei Lübbe AG, Köln für Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg

Für die Originalausgabe © by Julia Hollander 2008

Originalausgabe: »When the Bough Breaks«

Originalverlag: John Murray (Publishers). A Hachette Livre UK Company

Autorin und der Originalverlag John Murray danken für folgende

Abdruckgenehmigungen:

Auszüge aus *You're* von Sylvia Plath (Sylvia Plath Collected Poems,

Faber & Faber Ltd, © the Estate of Sylvia Plath (1981));

Baby, I Love You, Text und Musik von Ronnie Shannon (1967),

© Fourteenth Hour Music Corp/Pundit Music Inc, USA,

reproduced by permission of EMI Songs Ltd, London WC2HOQP.

Das Zitat von Khalil Gibran wurde von der bekannten Ausgabe »Von den Kindern« des Propheten beim Walter-Verlag übernommen. Das ist die gängigste Übersetzung!

Für die deutschsprachige Ausgabe: Copyright © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Angela Kuepper, München

Umschlaggestaltung: Atelier Seidel, Teising

Umschlagmotiv: © istock

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-5828-9

2019 2018

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:

www.weltbild.de

*Und eine Frau, die einen Säugling an der Brust hielt, sagte:
»Sprich uns von den Kindern.«*

Und er sagte:

*»Eure Kinder sind nicht eure Kinder. Sie sind die Söhne und
Töchter der Sehnsucht des Lebens nach sich selber. Sie kommen
durch euch, aber nicht von euch. Und obwohl sie mit euch sind,
gehören sie euch doch nicht.«*

Khalil Gibran

INHALT

Einleitung	9
Kapitel 1 – Eine schwere Geburt	13
Kapitel 2 – Das Kind im Brunnen	55
Kapitel 3 – Achterbahnfahrt	89
Kapitel 4 – Härtetest	127
Kapitel 5 – Die Diagnose	162
Kapitel 6 – Taufen und Traumata	201
Kapitel 7 – Wege durchs Dickicht	232
Kapitel 8 – Tania	270
Kapitel 9 – Geburtstage	309
Nachwort	345
Danksagung	351

EINLEITUNG

Drei Jahre nach den Ereignissen um Imogens Geburt fing ich an, sie aufzuschreiben. Ich hatte genug Abstand, um es auszuhalten, und das Bedürfnis, über das Geschehene nachzudenken, es zu ordnen. Für mich, für meine Familie und für Familien mit ähnlichen Erlebnissen. Ich wollte mit einigen Tabus aufräumen.

Aus der Zeit selbst hatte ich noch Fotoalben, meine Kalender mit den Verabredungen und Terminen, offizielle Dokumente, Briefe und mein »Tagebuch«, das ich seit meiner Teenagerzeit im Bedarfsfall führe. Der Bedarfsfall tritt ein, wenn mir verwirrende, wichtige Dinge passieren, und das Aufschreiben meiner Gefühle und Eindrücke hilft mir, sie zu verstehen.

Als ich diese Tagebücher (es waren drei dicke Hefte) öffnete, war ich von der Fülle an Einzelheiten überrascht. Meine Beschreibungen waren erstaunlich lebendig, und viele wirkten (im Rückblick) seltsam bedrohlich. Ich hätte sie gern als Basis für meine Erinnerungen verwendet, aber ich hätte sie dafür sehr stark überarbeiten müssen. Die Einträge waren fragmentarisch, voller Wiederholungen und so durch und durch persönlich, dass sie kein Außenstehender verstanden hätte. Und trotz des Umfangs dieser Aufzeichnungen fehlten wichtige Teile der Geschichte.

Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr fand ich, dass das Leben zu immens und auch zu chaotisch ist, um in ein Buch zu passen, vor allem, wenn dieses Leben so extrem

ausfällt, wie ich es nach der Geburt meiner zweiten Tochter erlebt habe. Wie also konnte ich von meinen Erfahrungen berichten? Natürlich musste ich vieles weglassen, und ich hatte Angst, das Bild damit unzulässig zu verfälschen. Ich musste Dinge vereinfachen, von denen ich doch gerade zeigen wollte, wie kompliziert sie waren.

Ich habe diese Probleme sicher nicht vollständig gelöst, aber während des Schreibens habe ich Mittel und Wege gefunden, sie zu umgehen. Ich habe mich damit abgefunden, dass ich mit meinen Worten und Erzählformen die Wahrheit nur eingeschränkt wiedergeben kann. Ich sehe diese Erinnerungen inzwischen als eine Version des Geschehens, die an einem bestimmten Zeitpunkt aufgeschrieben wurde. Wahrscheinlich werde ich sie später einmal lesen und überrascht sein, was ich geschrieben habe. Dann werde ich die Ereignisse vermutlich anders sehen als heute. Der Prozess des Schreibens hat sich auf mein Leben ausgewirkt, und zwar in einer Art, die mich überrascht hat. Ich hatte Angst davor, mich an bestimmte Dinge intensiv zu erinnern, die damit verbundenen Gefühle waren so schmerzhaft gewesen – aber als ich mich damit beschäftigte, war es halb so schlimm. Und umgekehrt bekamen Ereignisse große Bedeutung, die ich früher für nicht so wichtig gehalten hatte.

Nach drei Jahren waren viele Erinnerungen noch ganz frisch und leicht abrufbar. Andere waren tief ins Unterbewusstsein abgetaucht und fast vergessen. Ich wollte sie wiederbeleben, denn ich war davon überzeugt, dass sie früher oder später wieder hochkommen würden und mich ihre destruktive Wucht dann überrollen könnte. Es war besser, mich beizeiten mit ihnen zu konfrontieren. Und ich konfrontierte

mich nicht nur mit ihnen, ich schickte sie als Buch hinaus in die Welt.

Aber was ist mit den anderen Personen, die auf den folgenden Seiten vorkommen, besonders mit meiner Tochter Elinor? Sie wird vielleicht gar nicht begeistert sein, dass ich meine Erinnerungen in aller Öffentlichkeit zum Besten gebe. Der Gedanke hat mich sehr beschäftigt, vielleicht fühlt sie sich von dem, was ich geschrieben habe, später einmal sehr beeinträchtigt, und ich will ihr nun wirklich nicht noch mehr Schmerz zumuten.

Dieses Dilemma dürfte zu den Hauptgründen gehören, warum so viele Eltern ihre Geschichte nicht erzählen. Mütter, die in einer ähnlichen Lage sind wie ich, schämen sich, haben Angst vor den Reaktionen und wollen vor allem anderen ihre Kinder schützen. Aber indem wir sie schützen, verstecken wir einen wichtigen Teil unserer selbst, und die Kinder spüren das. Meiner Erfahrung nach führt dieses innerfamiliäre Verschweigen zu Geheimniskrämerei und Ausflüchten, die letztlich schlimmere Folgen haben als die Wahrheit selbst. Ich habe mich daher dazu entschlossen, meine Version unseres Zusammenlebens in den Jahren 2002 und 2003 aufzuschreiben und Elinor damit zu konfrontieren. Sie kann es lesen, wenn sie alt genug ist. Ich habe, so offen wie es mir möglich ist, unsere Geschichte niedergeschrieben und hoffe, ich kann ihr damit zeigen, dass schmerzliche Erfahrungen nicht ein für alle Mal festgeschrieben sein müssen. Wie alles im Leben haben sie das Potenzial, dass sich daraus etwas völlig Neues entwickelt.

Eine Geschichte wie die meine wird selten erzählt, aber sie kommt nicht so selten vor. Während ich an diesem Buch

schrieb, habe ich Kontakt zu Müttern aufgenommen, die Ähnliches erlebt haben und die ich sonst niemals kennengelernt hätte. Und dabei habe ich gemerkt, dass wir trotz ganz unterschiedlicher Lebensumstände sehr ähnliche Erinnerungen haben. Es war für beide Seiten eine große Erleichterung, die dunkelsten und beschämendsten Bereiche unserer gemeinsamen Vergangenheit zu teilen.

Wir haben auch viel gelacht. Und wenn ich mich danach wieder an den Rechner setzte, bekamen meine Worte größere Dringlichkeit: Es sind nicht nur meine Erfahrungen, sondern auch die ihren.

Julia Hollander

August 2007

KAPITEL 1

Eine schwere Geburt

Mittwoch, 19. Juni 2002. Die erste Wehe weckte mich kurz nach drei Uhr morgens, und ich freute mich. Zwei Wochen vor dem errechneten Geburtstermin würde dieses Baby (es war mein zweites) nicht so groß sein. Bald schon könnte ich die Massagen mit den homöopathischen Ölen genießen, die im Geburtshaus angeboten wurden. Vielleicht würde ja sogar die Geburt selbst ein Genuss werden.

Ich kochte mir eine Tasse Tee, aber die Wehen wurden schnell stärker. Zeit, Jay zu wecken, damit er die Hebamme und Nadine anrief – unsere Nachbarin hatte versprochen, auf Elinor aufzupassen.

Im oberen Stockwerk angekommen, konnte ich mich kaum auf den Beinen halten und stützte mich am Bett ab. Unwillkürlich stöhnte ich und hangelte mich, sobald ich Jay geweckt hatte, vorsichtig wieder die steile Treppe in unserem Cottage hinunter, um außer Hörweite meiner schlafenden zweieinhalbjährigen Tochter zu kommen. Es fühlte sich ganz anders an als bei der ersten Geburt, der Schmerz saß tiefer und war viel heftiger. Jay sagte, im Geburtshaus sei nur eine Hilfskraft, die Hebamme selbst 40 Autominuten entfernt, doch sie würde sich melden. Als sie zurückrief, krümmte ich mich auf dem Boden unseres Wohnzimmers und war nicht in der Lage aufzustehen. Jay hielt mir den Hörer ans Ohr.

»Was ist das für ein Schmerz?«, wimmerte ich. »Warum hört er nicht auf?«

Die Hebamme verwies mich ans John Radcliffe Hospital in Oxford und legte auf.

Und nun? Ich war völlig verzweifelt, all meine Vorbereitungen erwiesen sich als unnütz. Ich musste das JR anrufen (wo war nur die Nummer?! Während ich mir die gut 30 Kilometer lange Autofahrt mitten durchs Nichts vorstellte (was, wenn das Baby unterwegs käme?), bohrte sich ganz langsam eine rasiermesserscharfe, dünne Klinge in meinen Unterleib. Jay übernahm das Telefongespräch mit dem JR und kam durch. Ich sollte dorthin gehen, es war ein großes Krankenhaus. Sie wollten mich sprechen. Ich verlagerte mein Gewicht so, dass ich den Hörer halten konnte. Die Stimme am anderen Ende ratterte eine Reihe von Fragen herunter, die überhaupt keinen Sinn ergaben. Wie viele Kinder ich hätte? Warum mich das Geburtshaus nicht aufnehmen könne? Warum die Hebamme 40 Minuten weit entfernt wohne? Wie lange ich für den Weg brauchen würde? Ich konnte mich nur mit Mühe konzentrieren, brauchte ich doch meine ganze Kraft, um es mit der Klinge aufzunehmen, die in meinem Unterleib wühlte. Meine Angst hatte sich zur Panik gesteigert, offenbar hatten sich alle gegen mich verschworen. Hörte ich mich wie eine Simulantin an, klang ich, als wäre ich hysterisch? Der Begriff Münchhausen-Stellvertreter-Syndrom schoss mir durch den Kopf, vollkommen irrwitzig.

Dann ein Sturzbach zwischen den Beinen ... ich sah die Flüssigkeit in den Teppich einsickern und seufzte, weil der Druck plötzlich nachgelassen hatte.

»Was ist passiert?«, fragte die Stimme.

»Die Fruchtblase ist geplatzt.«

»Gehen Sie ins Geburtshaus, und zwar sofort.« Endlich

eine Art Entscheidung und sogar ein bisschen Anteilnahme. Die Expertenmeinung lautete, ich solle die nächstgelegene Einrichtung aufsuchen und damit den Ort, auf den ich gedanklich eingestellt gewesen war. Ich rannte in den Flur und rief Jay zu, er solle mein schwarzes Kleid aus dem Schlafzimmer holen, das ich vor gar nicht langer Zeit bei Ellies Geburt getragen hatte. Ich dachte, es würde mir Glück bringen.

Nadine kam herüber und lächelte. »Ich bin nach dem Anruf wieder eingeschlafen«, gab sie zu. Es war egal. Alles war egal, alles außer den Schmerzen. Beim letzten Mal hatte ich mich jeder Kontraktion hingeeben, war auf der Welle mitgeritten. Aber dieses Mal konnte ich keiner Welle folgen, es gab keine natürlichen Wellenbewegungen, nur eine eisenharte, starre Linie. Ich wälzte mich wieder auf dem Boden. »Massiere meinen Rücken, massiere meinen Bauch, drück es raus ... o mein Gott ...« Jay konnte nicht helfen, mein Bauch war steinhart und ich zu unruhig, als dass er mir Linderung hätte verschaffen können. Ich kreiste die Hüften, bewegte sie unablässig, um der scharfen Klinge auszuweichen.

Die Rückbank im Auto war mit einer Decke geschützt. Das hatten wir schon beim letzten Mal so gemacht, es war dasselbe fleckig-weiße Stück Plastik. Und es war dieselbe Uhrzeit wie beim letzten Mal, nur dass Ellie mitten im Winter geboren wurde und es damals so dunkel war, wie die Straßenbeleuchtung in London es eben zulässt. Dieses Mal war es Hochsommer in den Cotswold Hills, und es dämmerte bereits. Ich kletterte in das Auto, und als der Motor ansprang, musste ich mich übergeben. Auf allen vieren beobachtete ich, wie das wässrige Zeug auf der weißen Decke herumwaberte; es glänzte im Morgengrauen. Ich blickte hoch und in die mit

Wildrosen durchwachsene Holunderhecke. Selbst vom an-fahrenden Auto aus erkannte ich klar die herzförmigen Blü-tenblätter in dem rosa funkelnden Licht. Die nächste Wehe kam, ich senkte den Kopf, kniff beide Augen zu und ver-suchte mich auf das dritte Auge zu konzentrieren. Aber ich konnte weder meinen Geist noch meinen Körper beruhigen, beide krümmten sich unter der Dauerattacke. Ich hörte ein leises Babybrabbeln, »bababa, mamama«, und dann merkte ich, dass ich selbst die Quelle dieses Geräuschs war.

Auf dem Parkplatz vor dem Geburtshaus sahen wir, wie die Hebamme mit ihrem silbernen Wagen eintraf. Gott sei Dank! Sie witschte an mir vorbei und die Treppen hinauf – der Auf-zug war kaputt, wir mussten laufen. Ich erinnere mich an ein-zelne Sequenzen dieses Aufstiegs, immer wieder lehnte ich an der Wand und schleppte mich Stufe für Stufe hinauf zum Geburtsraum.

Auf der Liege wurde mir der schwarze Rock hochgeschla-gen.

»Sie werden mich jetzt nicht an den Wehenschreiber hän-gen?«, bettelte ich.

»So ein Gerät haben wir nicht.« Mit dem Schallkopf suchte sie auf der rechten Seite meines Bauchs nach den Herztönen des Babys. »Bitte halten Sie still.« Ich holte tief Luft und ver-suchte, meinen Körper unter Kontrolle zu bringen. Sie fand den Herzschlag nicht – nur keine Panik. Immerhin, ich war doch noch Herrin meiner Sinne, hatte mich unter Kont-rolle – als Hebamme Georgia mich am Tag zuvor untersucht hatte, war der Herzschlag auf der linken Seite gewesen.

»Hier«, ich zeigte hin. Sie schob die Sonde auf die linke Seite, die Herztöne waren deutlich zu hören.

»Das ... sind meine«, stotterte ich.

»Nein, es ist das Baby.«

Mein Kopf war vollkommen klar: »Sie sind viel zu langsam«, sagte ich.

»Ja.«

Die Hilfsschwester rannte hinaus und rief den Rettungswagen. Die Hebamme sagte: »Ich muss Sie untersuchen. Bitte versuchen Sie die Beine zu spreizen und stillzuhalten.« Ich versuchte es. »Drei Zentimeter.« O Himmel, der Muttermund hatte sich noch nicht einmal halb so weit wie nötig geöffnet. Die Hilfsschwester war zurück und diskutierte mit Jay, wohin uns der Rettungswagen bringen sollte. Jay bestand auf dem JR, es sei das beste Krankenhaus in der Gegend. Ich konnte an nichts anderes denken, als dass mein Baby bald herauskommen musste – aber wie, wenn sich der Muttermund erst drei Zentimeter weit geöffnet hatte?

»Bekomme ich eine Vollnarkose?«, fragte ich.

»Ja.« Ich stellte mir vor, wie die Chirurgen mich aufschnitten und mein Baby retteten. Ich musste mich damit abfinden, dass ich seine Geburt nicht bei Bewusstsein erleben würde. Es würde unter den Blicken von anderen auf die Welt kommen – tot oder lebendig. Das waren meine Gedanken, während ich mich vor Schmerzen krümmte.

Wertvolle Minuten verstrichen.

Dann fiel mir meine Freundin Nerys ein, die einige Wochen zuvor niedergekommen war. Es hatte damals fast eine Stunde gedauert, bis der Rettungswagen gekommen war; es gab nur einen einzigen im Umkreis von 30 Kilometern, und der war ständig wegen Herzinfarkten unterwegs. Inzwischen kämpfte mein Baby mit einem Puls von 60, Tendenz fallend.

»Wir könnten doch selbst fahren«, sagte ich. Die Hebamme war unsicher.

»Ich kann das übernehmen«, meinte Jay.

Sie nickte und sagte leise zu Jay: »So schnell Sie können.«

Ich stolperte wieder die Treppe hinunter und zum Auto, gestützt auf den Arm der Hilfsschwester, die mich zu trösten versuchte: »Es wird Ihnen bald besser gehen.«

»Es geht nicht um mich, es geht um mein verdammtes Baby!«, schrie ich und kletterte wie ein waidwundes Tier zurück in meine Höhle. Wo blieb die Hebamme? Wir warteten, bis sie den Papierkram erledigt hatte. Ich presste unterwegs, so gut ich konnte, damit das Baby kam. Jay fuhr mit quietschenden Reifen durch eine scharfe Kurve. O Gott, ich erkannte die Straße nach Banbury. Ich wurde nicht zum besten, sondern zum nächstbesten Krankenhaus gefahren. So will es die Vorschrift bei einem Notfall.

Zu der Klinge im Unterleib kamen jetzt noch heftigste Presswehen. Ich streckte meine Arme zur Seite, packte die Griffe über den Fenstern, mein armer Körper bäumte sich auf und drückte die Frucht nach unten. In einer Atempause dankte ich Gott für diese Griffe und den Lärm des Motors.

Inzwischen war die Sonne aufgegangen, der Tag versuchte, uns seine Segnungen zukommen zu lassen. Ich blickte auf und sah die blanken Steinmäuernchen entlang der Straße in South Newington. Es war genau das Worst-Case-Szenario, das ich mir von der Geburt ausgemalt hatte: über unendlich gewundene Landstraßen zum nächsten Krankenhaus rasen. Während ich die nächste Kurve im Blick behielt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, sah ich das Führerhaus eines entgegenkommenden Sattelschleppers. »O Gott, o Gott, rette

dieses Kind, bitte, lieber Gott, hilf uns, Ave Maria, Ave Maria.« Ich bin eigentlich nicht religiös und definitiv nicht katholisch, aber in diesem Augenblick betete ich inbrünstig zur Muttergottes. Der Motor heulte wieder auf, die nächste Wehe warf mich auf die Rückbank.

Wir näherten uns dem Krankenhaus.

»Links?«, fragte Jay die Hebamme.

»Nein, rechts.« Sie erklärte ihm den Weg zum Eingang. Der Motor wurde still. Die Tür ging auf, und ich taumelte hinaus. Ich spürte Arme, die mich auffingen, jemand sagte: »Setz dich, Liebes.«

Es ging nicht, es ging einfach nicht. Ich musste groß. Die aufrechte Haltung im Auto hatte das Baby nach unten gepresst, es drängte durch den Geburtskanal. Sie nötigten mich in einen Rollstuhl und schoben mich, aber irgendwie schaffte ich es, darin zu stehen; die Füße auf den Tritten, die Hände auf den Armlehnen, stemmte ich mein Körpergewicht hoch. Wir eilten durch einen Flur auf eine Doppeltür zu – der OP. Aber im letzten Augenblick bog der Rollstuhl ab. Helles Sonnenlicht fiel durch hohe Fenster in den Raum, Äste streiften über die Scheiben. Im Vorbeirasen sah ich die Zimmernummer an der Tür: 13. Ich hatte meinen Darm nicht mehr unter Kontrolle, roch den Kot und spürte die Masse in meiner Kleidung, während ich aus dem Stuhl aufs Bett kletterte.

Und dann kam sie heraus. Der wunderbare kleine Körper, den ich 38 Wochen lang gehütet hatte. Ich spürte es ganz deutlich: eine Wehe – ihr Kopf (»atmen, tief atmen«, sagte jemand), zwei Mal pressen – die Schultern, eine letzte Wehe, und sie war geboren.

»Wunderbar, gut gemacht«, hörte ich. Dann wurde es still.

Fürchterlich still. Meine Schreie hatten aufgehört, aber nichts löste sie ab. »Habe ich Syntometrin bekommen?«, rief ich angstvoll, denn ich hatte die Injektion, die die Blutung stoppen sollte, nicht gespürt.

Jemand murmelte: »Ja.«

Ich öffnete die Augen und sah zu dem Grüppchen hinüber, das sich um den Reanimationstisch versammelt hatte. Jay saß neben mir, wir hielten uns fest umklammert und beteten gemeinsam: »Bitte Gott, rette unser Kind. Bitte Gott, rette unser Kind. Hab Gnade!«

Ich sah wieder hinüber. Eine der Krankenschwestern hielt einen kleinen blauen Ballon hoch und drückte ihn in regelmäßigen Abständen zusammen. Vielleicht pressten sie rhythmisch auf die kleine Brust, ich konnte es nicht richtig erkennen. Ich sah rosafarbene Haut zwischen den Rücken der Schwestern aufblitzen. Eine rosige Haut war ein gutes Zeichen.

Aus der Gruppe heraus rief mir die Hebamme zu: »Wissen Sie, welches Geschlecht Ihr Baby hatte?«

Warum gebrauchte sie die Vergangenheitsform?

»Hatte?!«, schrie ich. »Was meinen Sie denn damit?«

»Hat«, korrigierte sie sich hastig.

»Ja«, sagte ich matt, »ein Mädchen.«

Später kam sie zu uns herüber, die Tasche in der Hand, und erklärte, sie gehe jetzt nach Hause. Sie sei seit gestern sechs Uhr morgens bis eben im Einsatz, erst zwölf Stunden im Geburtshaus, dann weitere zwölf Stunden Rufbereitschaft. Sie sei gerade auf dem Rückweg von einer Geburt gewesen, als unser Anruf sie erreicht habe. Ich antwortete nicht.

Die Nachgeburt kam, ohne dass ich auch nur einen Laut

von mir gab. Die schnatternden Hebammen brachten das große rote Stück Gelee zur Untersuchung, und eine Frau in dunkelblauer Schwestertracht trat zu mir.

»Ihr Baby ist oben, machen Sie sich keine Sorgen, es ist eine Kämpfernaut. Das sind die Mädchen meistens.« Bestimmt hat sie Recht. Man reichte mir eine Tasse Tee auf einer Untertasse. Meine Hand zitterte, während ich sie an die Lippen führte und schluckte; der Tee war lauwarm und papp-süß, genau das Richtige in diesem Moment. »Und Sie«, sagte die diensthabende Hebamme, »sind in wesentlich besserer Verfassung als viele andere Mütter, die ich schon erlebt habe.«

»Was meinen Sie damit?«

»Wir haben Blutgerinnsel in der Plazenta gefunden, Sie hatten innere Blutungen. Aber jetzt ist alles in Ordnung.« Sie winkte die Hilfsschwester herbei und hob die blutverschmierte Bettdecke hoch, um mich zu untersuchen. »Wie wär's mit ein paar Stichen?«

Ich bat um eine lokale Betäubung – bitte keine Schmerzen mehr, nie mehr. Die Ältere der beiden holte eine Spritze und bereitete die Injektion vor. Wir schwatzen wie die Marktweiber.

»Wenigstens flicken Sie mich wieder zusammen«, witzelte ich. »Beim letzten Mal wurde es vergessen, der Schnitt hat sich nicht von selbst geschlossen, seitdem habe ich eine Spalte da unten!«

Sie stutzte und versetzte dann: »Genau das wollte ich nähen!« Wir lachten, und die anderen Hebammen kamen hinzu und begutachteten meinen Schambereich.

»O ja«, kicherten sie, »die Lappen sind ja lustig!«



Ich war ziemlich benommen, lehnte aber das Angebot ab, mit dem Rollstuhl zur Dusche gefahren zu werden. Bei der letzten Geburt hatte ich nach vierundzwanzig Stunden Wehen gestöhnt und gehumpelt, aber dieses Mal fühlte ich mich fit, fast schon euphorisch. Ich überschrie das prasselnde Wasser, während ich duschte, und sagte zu Jay, nach dieser heroischen Fahrt könne er sich locker als Rettungsfahrer bewerben.

Im Aufzug setzten sie mich dann doch in einen Rollstuhl und schoben mich in einen hellen Raum, der einer Küche ähnelte. Jay war nach Hause gefahren, um nach Ellie zu sehen. Eine junge Kinderärztin stand an einem Sideboard und war mit einer komplizierten Arbeit beschäftigt. »Sie haben wirklich einen aufregenden Job!«, sagte ich, aber sie antwortete nicht. Ihre Patientin lag auf dem Tisch in der Mitte des Raums, Drähte stiegen von kleinen Saugknöpfen auf ihrer Brust auf, eine Schiene, aus der Plastikschläuche herauskamen, war mit Tape an ihrem linken Ärmchen befestigt. Auf dem Plastikband um ihr rechtes Handgelenk stand mein Name, auch wenn es mir schwer fiel, diesen ausgestreckten Körper mit dem Wesen in Verbindung zu bringen, das bis vor ganz kurzem noch in mir herangewachsen war. Eine Röntgenassistentin kam mit ihrer Ausrüstung herein, ich wurde hinausgefahren und musste auf dem Flur warten, wo ich die Zettel am Schwarzen Brett las.

Als ich wieder hinein durfte, lag das Baby in derselben Position, die Hände neben dem Kopf, die Knie nach außen gegen das krankenhauseigene Handtuch gedrückt. Wie ein

Frosch, der auf der Straße überfahren wurde. Eine junge Schwester war statt der Kinderärztin da und erklärte, sie überwache das Kind wegen möglicher epileptischer Anfälle. »Das ist nicht so schlimm«, sagte sie, »auch als Epileptiker kann man ein ganz normales Leben führen.«

»Die Versicherungen sind da vermutlich anderer Auffassung«, erwiderte ich, ohne einen Moment lang zu überlegen, dass es um die Zukunft meines Kindes ging.

»Es ist schon erstaunlich, woran sich Menschen alles gewöhnen können. Ich meine, wenn man nicht Auto fahren kann, ist damit nicht das ganze Leben verdorben, oder?«

Die Schwester ging hinaus, und ich rollte mich ein Stück näher heran, traute mich allerdings nicht, die fragile Kreatur auf dem Tisch anzufassen. Das dunkle Haar, voller Käseschmiere und Blut, umrahmte ein herzförmiges Gesichtchen. Die Augen waren fest geschlossen, verweigerten sich dieser wenig einladenden Welt. Ein Schlauch kam aus der Nase und war mit Pflaster an der Wange festgeklebt, und darunter standen die großen, roten Lippen leicht offen. Ihre Gliedmaßen, die langen Finger und Zehen, schienen sich gen Himmel zu öffnen, als böte sie sich selbst Gott dar. Vielleicht gehörte sie Gott, nicht mir.

Als die Schwester zurückkam, erklärte sie, der Zustand des Kindes stabilisiere sich, es könne bald auf die Perinatalstation verlegt werden. Ich wurde auf eine andere Station gefahren und in ein schmales Zimmer gebracht. Im anderen Bett saß eine Mutter und stillte ihr Neugeborenes. Vorhänge wurden um mich herum zugezogen, und ich lag völlig gefühllos zwischen ihren Falten. Ich war weder ängstlich noch wütend, ich war nichts als ein neutrales Gefäß, das seinen Inhalt abgege-

ben hatte. Nach der schmerzhaften Geburt war nichts in mir, überhaupt nichts. Die Verantwortung und das Mitgefühl für mein Baby wurden durch eine hohle Leere ersetzt. Ich fragte mich, ob das so bleiben würde. Vielleicht würde dieses Mal keine Milch in meine Brüste schießen. Vielleicht würde ich keine Beziehung zu dieser ausgestreckten Kreatur entwickeln, um deren Handgelenk sie meinen Namen gewickelt hatten. Das Baby der anderen Frau schrie. Ich bat um ein Einzelzimmer.

Das neue Fenster ging auf den Parkplatz, Sonnenlicht flutete herein, dazu Reflexionen von den parkenden Autos. Ich wollte dieses pulsierende, bewegte Leben nicht sehen, also ließ ich die Jalousien herunter und legte mich hin. Meine Eltern besuchten mich, traten leise ein, meine Mutter voran mit einem Strauß Rosen – ich erkannte die Blumen aus dem Garten meiner Kindheit wieder, New Dawn heißt die Sorte. Da stand sie im Halbdunkel, gefasst und aufrecht wie immer. Doch den Blumenstrauß ließ sie hängen, und sie sagte kein Wort.

Vor neununddreißig Jahren, fünfzehn Monate vor meiner Geburt, lag Mama allein in einem solchen abgedunkelten Raum auf einer anderen Entbindungsstation. Ihr Erstgeborener, ein Sohn, wurde direkt zum Leichenhaus gebracht und ohne Zeremonie verscharrt. Dachte sie daran? Der Gedanke weckte ein altes Bedürfnis in mir, vielleicht das älteste überhaupt: Ich musste meiner Mutter beweisen, dass sich die Tragödie nicht wiederholte, dass dieses Baby nicht sterben würde. Ein kleines Mädchen, warm und sicher auf der Neugeborenenstation, besser gesagt der »Special Care Baby Unit«, kurz SCBU, was wie Skubu ausgesprochen wird. Dieser spiele-

rische Babyausdruck passte zu einem Ort, wo Neugeborene versorgt wurden. Es klang so optimistisch. Auf der Skubu würde man ihr Leben retten.

Ich ging mit meinen Eltern den Flur entlang zu der Station, auf der Baby Hollander die einzige Bewohnerin war; sie lag in einem großen schimmernden Kasten in der Ecke. Die Schwester zog einen Stuhl für mich heran, öffnete den Kasten an der Seite und wickelte die nackten Beinchen und Ärmchen in mehrere Lagen Baumwolldecken, bevor sie mir die Kleine »zum Knuddeln« reichte. Ich musste aufpassen, damit ich nicht die Drähte abriss, die aus dem Bündel herausragten. Wie eine neue Nabelschnur verbanden sie mein Mädchen mit der Maschine, die über ihr Leben wachte. Ich strich die Stofflagen von ihrem Kinn und legte ihre Lippen an meine rechte Brustwarze (die bei meinem ersten Kind die meiste Milch produziert hatte). Ihre Zunge leckte über meine Haut, die dunklen Augen öffneten sich für einen ganz kurzen Moment. Wir spielten unsere Rolle ganz gut. Meine Eltern lächelten.



In der Nacht bat ich um eine Schlaftablette, ich war ja nicht mehr schwanger und konnte das Baby nicht mehr damit vergiften. Und ich fühlte mich so scheußlich schwer, dass ich den Wunsch hatte, mich zu betäuben.

Ich wurde von einer Krankenschwester geweckt, die mich beharrlich schüttelte. »Wir brauchen Sie auf der Skubu.« Ich tappte gehorsam hinter ihr her und bezog Stellung am Brutkasten. »Sie hat offenbar Schmerzen, vielleicht können Sie sie

beruhigen.« Ich knöpfte mein Nachthemd auf und nahm das Bündel in den Arm. Die Schwester beugte sich über mich, versuchte, den Kopf des Kindes an meine Brust zu legen. Als ich mich vorbeugte, um ihr die Arbeit leichter zu machen, merkte ich, wie ich wegdämmerte. Jemand sagte, ich solle besser wieder ins Bett gehen, und ich trat erleichtert den Rückzug an.

Ich schlief unruhig, immer wieder beschlich mich dieses Gefühl der Leere. Es war fast wie vor der Schwangerschaft. Nicht nur der letzten Schwangerschaft, sondern so wie vor drei Jahren, noch vor meiner ersten Schwangerschaft – wenn ich so darüber nachdenke, kenne ich mein kinderloses Ich immer noch am besten.

Ich erinnere mich schwach, wie mein Bruder, der zweieinhalb Jahre jünger ist als ich, an der Brust meiner Mutter nuckelte; ich erinnere mich, dass ich meine Puppen, die ich zum dritten Geburtstag geschenkt bekam, in der Wiege gefüttert habe. Doch das war mehr eine Einübung ins Erwachsenenleben als in die Mutterschaft. Über dreißig Jahre lang bestand mein Leben aus Menschen meines Alters oder älter. Babys kamen darin nicht vor.

Zwischen neun und achtzehn besuchte ich eine Mädchenschule. Kinderkriegen stand ganz unten auf unserer Werteskala; jede, die solche Ambitionen zugab, galt als rückschrittlich. Man erzog uns dazu, die Privilegien unserer Generation zu nutzen, Privilegien, die unsere Mütter für uns erkämpft hatten.

Als *Der weibliche Eunuch* von Germaine Greer in die Buchhandlungen kam, war meine Mutter genau so alt wie die Autorin, aber bereits mit Kindern geschlagen. »Ich hätte so viel

machen können, wenn ich keine Kinder gehabt hätte ...«, pflegte sie zu sagen. Viele ihrer Freundinnen stießen in dasselbe Horn.

Also versuchten wir, den Erwartungen zu entsprechen. Wir haben uns mächtig ins Zeug gelegt. Ich bekam ein Stipendium für die Universität und Ende der Achtziger eine gute Stelle in London. Meine Neigung zu Musik und Theater war ebenso ausgeprägt wie der Wunsch, in einer typischen Männerdomäne zu brillieren: Es lief auf die Oper hinaus. Als ich ein Engagement am West End Theatre der English National Opera annahm, war ich die erste Regisseurin dort. Frauen übernahmen tolle, große Aufgaben auf der Bühne – in allen anderen Bereichen der Branche hatten Männer das Sagen. Wenn diese Männer Kinder hatten, dann sprachen sie nie darüber. Die Welt der Bühne war von jeder Häuslichkeit denkbar weit entfernt. Ich liebte ihre Wildheit, ihre Leidenschaftlichkeit, die Extravaganz, stürzte mich in die Arbeit und war oft weit weg von zu Hause.

Bei meinen seltenen Besuchen dort bettelte meine Mutter: »Wann werde ich Großmutter?«, doch ich zuckte daraufhin nur mit den Achseln.

»Ich bekomme Aufträge als Regisseurin und als Dozentin«, sagte ich, »und ich bin froh über diese Jobs. Für etwas anderes gibt es keinen Raum.«

»Aber Kinder erziehen ist das Kreativste, was man im Leben tun kann.« Mama sollte es wissen – sie hat nicht nur meinen Bruder und mich großgezogen, sie hat (wie auch schon ihre Mutter) über dreißig Jahre lang als Grundschullehrerin gearbeitet und anderen Menschen geholfen, ihre Kinder großzuziehen.

»Die meisten Frauen werden Mütter«, sagte ich, »aber nicht jede kann mit ihrer Kreativität gutes Geld verdienen. Früher hast du gesagt, ein interessanter Beruf sei das Wichtigste für eine Frau.«

Jetzt aber sehnte sie sich nach Enkeln und hatte all ihre Stoßseufzer – »Wenn ich nur keine Kinder gehabt hätte ...« – offenbar vergessen. Oder sie wollte insgeheim, dass ich dieselben Einschränkungen wie sie durchmachte – Elternzeit als Schuldenausgleich.

Mama bekam ihren Willen, meine erste Tochter wurde zwei Wochen vor meinem fünfunddreißigsten Geburtstag geboren; ich hatte gemerkt, dass ich eine Frau wie alle anderen war. Bei allem Glanz und aller Begeisterung für die Welt der Oper hatten sich Einsamkeit und Instabilität in mein Leben geschlichen. Jay hatte mich gerettet, seine Wärme, sein Verständnis erdeten mich, und ich war glücklich. Wir liebten uns, wir lachten oft gemeinsam, ich wusste, er würde ein guter Vater sein. Einige meiner Freundinnen bekamen Kinder oder wollten welche bekommen, die biologische Uhr tickte. Jay und ich waren drei Jahre zusammen und immer noch nicht verheiratet, aber wir sahen keinen Grund für solche Konventionen. Wir waren reif für die Babyphase.

»Sie sind klasse!«, rief die Hebamme, während ich im Kreißaal zwischen Bett und Badewanne hin- und herpendelte, »Sie sind klasse!« Wieder zu Hause, schickten wir ihr Blumen und Champagner, um den Triumph zu feiern.

